

„Als lebendige Zeugnisse jahrhundertealter Traditionen der Völker vermitteln die Denkmäler in der Gegenwart eine geistige Botschaft der Vergangenheit. Die Menschheit, die sich der universellen Geltung menschlicher Werte mehr und mehr bewusst wird, sieht in den Denkmälern ein gemeinsames Erbe und fühlt sich kommenden Generationen gegenüber für ihre Bewahrung gemeinsam verantwortlich. Sie hat die Verpflichtung, ihnen die Denkmäler im ganzen Reichtum ihrer Authentizität weiterzugeben.“ (Präambel der Charta von Venedig, 1964)

Jenseits des Guten und Schönen – Unbequeme Baudenkmale?

Gregor Nagler, Tag des offenen Denkmals im September 2013

Als sich Norbert Huse 1997 in einem schmalen Büchlein mit Architektur und sogar mit ganzen urbanen Strukturen der Industrialisierung, der Nazi-Zeit und der DDR beschäftigte, rechnete er auch mit eingefahrenen Denkmustern der Denkmalpflege ab. Programmatisch setzte er seine Streitschrift unter den Titel „Unbequeme Baudenkmale“. Denn was Huse beschrieb, waren Relikte, die wenig mit den herkömmlichen Erwartungen an Denkmale übereinstimmen – mit Bildern von Venedig, Rothenburg ob der Tauber, Versailles, der Akropolis oder dem Kölner Dom, „schönen“, „wahren“ und „guten“ Beispielen, die im Sinne des antiken Philosophen Platon eine „seelenbildende“, „erzieherische“ Wirkung entfalten. War nicht die Denkmalpflege selbst als Gegenbewegung zur massiven Veränderung von Stadt und Landschaft während der Industrialisierung entstanden? Hatte nicht das Denkmalschutzjahr 1975 noch Nachkriegsplanungen noch gebrandmarkt?

Huse fügte dem Titel folgerichtig gleich die Fragen „Entsorgen? Schützen? Pflegen?“ hinzu. Denn warum sollten Industriebauten denkmalgeschützt werden, wenn dort tausende Menschen unter schlimmsten Bedingungen schufteten mussten; wenn organisch gewachsene Landschaften und Städte im 19. Jahrhundert in wenigen Jahrzehnten unwiederbringlich verändert oder zerstört worden waren? Weshalb sollten die Überreste des grauenerregenden Nationalsozialismus stehen bleiben, wenn sie doch den Tiefpunkt der deutschen Geschichte verkörperten? Wie konnten Nachkriegsbauten Denkmale sein, wenn durch sie die kriegszerstörten alten Städte ein zweites Mal zerstört, in Wolf Jobst Siedlers Worten „gemordet“ worden waren? Huse und mit ihm auch andere Denkmalpfleger fanden schon eine Antwort: Wie alte Bücher oder Protokolle sind die Denkmale ebenfalls Zeugnisse von Geschichte. Dass Nürnberg die Stadt der NS-Reichsparteitage war, sehen Besucher, deren Weg nicht ins Archiv führt, eben daran, dass es Orte wie das riesige Reichsparteitagsgelände gibt. Mehr noch: Die KZ-Gedenkstätte Dachau macht Größenwahn und Menschenverachtung des NS-Regimes viel unmittelbarer deutlich als jede Schriftquelle. „Das Gedächtnis“, betont Jan Assmann, „braucht

Orte, es tendiert zur Verräumlichung.“ Im „*Nirgendwo*“ aber, da gibt es auch keine Erinnerung mehr (Dieter Hoffmann-Axthelm). Kulturgeschichte – egal welchen Landes – ist niemals nur „schön“ und „gut“, es gibt immer eine „dunkle Seite“. Ein Bewusstsein für die Geschichte zu haben, auch als Mahnung für die Zukunft, ist ein Grundpfeiler der Demokratie in Deutschland. Nicht umsonst werden „unbequeme“ Denkmale häufig gerade dann zerstört, wenn das Erinnern an missliebige Phasen der Geschichte oder eine historische Schuld unterbunden, wenn die Geschichte also geglättet werden soll.

Augsburg – die unbequeme Stadt?

Ein auf Augsburg konzentrierter Blick im Jahr 2013 zeigt: noch immer erscheinen die von Huse beschriebenen „*schwierigen Erbschaften*“ den Wenigsten schützenswert. Sie werden trotz ihres kulturgeschichtlichen Erinnerungswertes erst gar nicht zum Denkmal oder Ensemble deklariert wie der Großteil der NS-, später US-Kasernen im Westen Augsburgs (Sheridan- und Reese-Kaserne); selbst der Denkmalstatus schützt aber kaum vor Tilgung aus dem Stadtbild wie im Falle der AKS-Shedhallen. Schlimmer noch: Nicht nur Huses „*schwierige Erbschaften*“ gelten in den Augen vieler mittlerweile als unbequem, sondern im Grunde fast alle Denkmale wenn sie anderen, „wichtigeren“ Interessen im Wege stehen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Am 23.05.2012 fasste der User „Ponelle“ im Internetforum der „Augsburger-Allgemeine“ den Zorn vieler Augsburgerinnen und Augsburger anlässlich eines Verbots von Trambahn-Wartehäuschen in der Maximilianstraße wie folgt zusammen: „*Wieder einmal ein Beispiel mehr, dass es an der Zeit wird (sic!), den Denkmalschutz zu `entmachten´, denn das Wohl der Menschen muss eindeutig höher bewertet werden als das Wohl irgendwelcher toter Steine!*“ Aber wie viele dieser „toten Steine“ gibt es in Augsburg eigentlich? Die über 2000-jährige Geschichte der Stadt legt exorbitanten Denkmalreichtum nahe, doch mit 1.070 Einzelbaudenkmalen liegt Augsburg in Bayern gerade einmal an sechster Stelle nach München (7.202), Nürnberg (2.157), Fürth (1.702), Bamberg (1.347) und Regensburg (1.347), aber vor Erlangen (1017), Coburg (862) und Würzburg (802). In der denkmalreichsten Stadt Deutschlands, Leipzig, sind es sogar circa 17.000 Objekte. Die 1.070 Einzeldenkmale in Augsburg entsprechen nur circa 1,3% des Baubestandes. Hinzu kommen 168 Bodendenkmale und 20 ensemblesgeschützte Areale. Damit ist natürlich wenig über die spezifische Qualität des baulichen Erbes ausgesagt. Schlüsselt man die Baudenkmale nach Entstehungszeit auf, so fällt der Reichtum an Substanz vor 1800 in Augsburg (circa 630) gegenüber München (circa 230) und Leipzig (circa 250) auf. Nürnberg besitzt eine etwas höhere Zahl (knapp 670) an Gebäuden, die vor 1800 entstanden sind; dort sind sie allerdings viel stärker über die Stadtteile verstreut.

Der Augsburger Denkmalbestand ist ziemlich sperrig: Bourgeoise historistische Mietshäuser, Lieblinge in der Gunst von Immobilienmaklern, machen nur einen relativ kleinen Teil aus. Besonders zahlreich sind indes mittelalterliche und frühneuzeitliche Zins- und Handwerkerhäuser mit kleinen, niedrigen und oft dunklen Räumen. Aufgegebene Industriebauten wiederum besetz(t)en mit ihren Shedhallen riesige Flächen, was ihre Umnutzung für den Wohnbau erschwert(e). Mit zunehmend säkularer Gesellschaft werden künftig vielleicht für einige der vielen denkmalgeschützten Kirchen und vor allem Klöster in Augsburg neue Nutzungen gefunden werden müssen – ähnlich wie im Falle von St. Joseph im Stadtteil Oberhausen. Dieses Gotteshaus wird gerade teilweise zum Archiv umgebaut. Archäologische Denkmale, die es in Augsburg ebenfalls in großer Zahl gibt, sind besonders fragil, da sie häufig beim Ausgraben vernichtet werden.

Die Denkmale und die Politik – die geplante und die ungeplante Stadt

Denkmalpflege ist stets eine politische, gesellschaftliche Angelegenheit. Es waren interessierte Bürger und Fachleute, die den sorgfältigen Schutz bestimmter Bauten einforderten – wie im Fall des Augsburger Zeughauses (Vgl. Nr. 24). Erst als Reaktion konnten sich schließlich die deutsche und auch die bayerische Politik zu einem Denkmalschutzgesetz (1973) durchringen. *„Denkmäler sind von Menschen geschaffene Sachen oder Teile davon aus vergangener Zeit, deren Erhaltung wegen ihrer geschichtlichen, künstlerischen, städtebaulichen, wissenschaftlichen oder volkskundlichen Bedeutung im Interesse der Allgemeinheit liegt.“* So lautet die Definition im Bayerischen Denkmalschutzgesetz. Weiter heißt es dort: *„Die Gemeinden nehmen bei ihrer Tätigkeit, vor allem im Rahmen der Bauleitplanung, auf die Belange des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege, insbesondere auf die Erhaltung von Ensembles, angemessen Rücksicht. (...) Die Eigentümer und die sonst dinglich Verfügungsberechtigten von Baudenkmalern haben ihre Baudenkmalern instandzuhalten, instandzusetzen, sachgemäß zu behandeln und vor Gefährdung zu schützen, soweit ihnen das zuzumuten ist.“*

Die Augsburger Kommunalpolitik nutzte die Denkmalpflege vor allem in den 1980er Jahren erfolgreich als Instrument des Städtebaus: Die Sanierung von Lech- und Ulrichsviertel oder des Ensembles Hochfeld-Nord hatte nicht nur eine gestalterische, sondern vor allem eine soziale Dimension. Jede öffentliche Investition zog privates Engagement nach sich – zum dauerhaften Gewinn für die Stadt. Gleiches gilt für viele andere Projekte: Für den Komplex um die Wassertürme und das ehemalige Heilig-Geist-Spital zum Beispiel, für Teile des AKS-Geländes oder das Kurhaustheater Göggingen. Wann immer die Stadt ein Denkmal sanierte und einer öffentlichen Nutzung zuführte, wurde eine Erfolgsgeschichte daraus.

Seit den 1990er Jahren jedoch geriet die Augsburger Politik unter Druck: Die Stadt steckte in einem tiefen Strukturwandel, viele Flächen und Bauten ehemaliger Textilbetriebe waren in kommunalem Besitz. Gleichzeitig gaben die US-Streitkräfte riesige Kasernen im Westen auf. Hinzu kamen ein äußerst angespannter Haushalt und die für eine Industriestadt typische geringe Kaufkraft der Einwohner. Die Stadt veräußerte vor diesem Hintergrund eine Reihe ihrer denkmalgeschützten Liegenschaften wie das Werk Aumühle der SWA (Glaspalast) vorwiegend aus fiskalischen Interessen. Meist nutzte sie nicht die Möglichkeit, stärker auf städtebauliche Einfügung – durch eine gewisse Struktur, durch Wegenetze oder aber durch bestimmte Funktionen zu pochen – vermutlich aus Angst, auf unabsehbare Zeit innerstädtische Brachen zu schaffen. Wenn es überhaupt eine übergeordnete Planung gab, so wurde sie allzu häufig gegen den Rat der eigenen Stadtverwaltung nicht umgesetzt. Kreative Zwischennutzungen wurden nicht weitergeführt, stattdessen eine Investorenhörige Politik eingeläutet. Denn so „unnützlich“ die historischen Bauten aus wirtschaftlicher Sicht sein mochten, so begehrt waren die großen, innenstadtnahen Grundstücke, auf denen sie standen. Projekte wie eine Moschee in der ehemaligen Spinnerei Bemberg, oder ein Café im ehemaligen Tivoli-Kino am Ernst-Reuter-Platz konnte man nicht verwirklichen, weil bereits Baurecht bestand, als der Denkmalstatus attestiert wurde. Die Folgen dieser Politik werden nun, etwa 15 Jahre später, in einer Phase des boomenden Immobilienmarktes, augenscheinlich, weil anstatt der alten Bebauung die immer gleichen Wohnmodule hochgezogen wurden und werden: an der Stelle der Spinnerei Bemberg ebenso wie am Glaspalast oder auf dem AKS-Gelände. Wo das Tivoli-Kino stand, ist heute gar eine leere Fläche. An diesen Orten – und an zahlreichen anderen in Augsburg – wurden weder überkommene bauliche Strukturen aufgegriffen, noch eine innovative Architektur realisiert, noch zeitgemäße städtebaulich-soziale Konzepte im Interesse der Allgemeinheit umgesetzt. Nicht die Denkmalpflege verhinderte hier fortschrittlichen Städtebau, sondern Konzept- und Fantasielosigkeit.

Die Denkmale und die Norm

Denkmale geraten häufig ins Visier, wenn es darum geht aktuelle baurechtliche Bestimmungen zu realisieren, denn sie fallen meist aus jeglicher Norm, z.B. des Brandschutzes oder der Barrierefreiheit. Historische Bauten werden aber nie ganz an aktuelle Vorgaben angepasst werden können. Dies gilt zum Beispiel für die Wassertürme am Roten Tor – ein Aufzug im Inneren oder außerhalb würde ihre Substanz so stark zerstören, dass es keinen Grund mehr gäbe, diese Bauten zu besichtigen. In den meisten anderen Fällen – man denke an das Maximilianmuseum, das Wiesel- oder Köpfhaus – finden Denkmalpfleger und Nutzer aber zu Lösungen, die erträgliche Eingriffe in die Bausubstanz darstellen.

Wo die „Energiewende“ erklärtes politisches Ziel ist, wird alte Architektur schnell zum Feindbild: Sie gilt als teure „Energieschleuder“. Ästhetik dürfe nicht über dem existentiellen Ziel des Energiesparens stehen, ließ Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer auf einer „Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt“ in Düsseldorf denn auch vernehmen, um auf Nachfrage des Architekten Hans Kollhoff nachzusetzen, er wolle notfalls ganz Tübingen in Styropor verpacken. Gerade auf ältere Bausubstanz wirkt sich eine Dämmung mit Styropor oft verheerend aus: Das Brandrisiko erhöht sich, Feuchtigkeit sammelt sich im Mauerwerk, das zu schimmeln beginnt. Glaubt man dem Schweizer Architekten Paul Bossert, so erreichen Altbauten sogar bessere Werte als moderne Passivhäuser wenn Keller und Dachböden gedämmt und die Fenster doppel- oder isolierverglast werden. Denn vor allem die vorindustriellen Bauten waren ganz zwangsläufig den Wetterbedingungen angepasst – zum Beispiel mit Spitzdächern als Klimapuffer. In der Debatte um die Energiewende wird zu wenig bedacht, dass es ökologischer ist, den Bestand zu nutzen, als Neubaugebiete mit frei stehenden Wohnhäusern auszuweisen, während die verdichteten Altbauten sich leeren. Wirklich problematisch in energietechnischer Hinsicht sind vor allem Flachdach- und Glasbauten der 1920er oder 1950er Jahre, die aber einen relativ geringen Anteil am Denkmalbestand bilden. Doch sind auch hier Sanierungsformen ohne eine „Verpackung“ möglich. Die Debatte um die Energiesanierung von Altbauten, namentlich von Denkmälern, die nur einen geringen Anteil aller Architektur in Deutschland ausmachen, bleibt insgesamt befremdlich, solange über den Energieverbrauch eines jeden, vor allem aber der Großindustrie überhaupt nicht diskutiert wird.

Die Denkmale und die Migration

In einer ehemaligen Industriestadt wie Augsburg, die traditionell stark von Zuwanderung geprägt ist, ist die Frage berechtigt, welche gesellschaftliche Relevanz die Denkmalpflege künftig haben wird. Die Denkmalschützer stellen sich dieser Diskussion zögerlich – dringlicher scheint im Moment die Frage nach dem „Überleben“ des Kulturerbes in den schrumpfenden Städten Ostdeutschlands. Kommen „die“ Migranten ins Spiel, so ist meist die Befürchtung nicht weit, die Denkmale würden „den“ Zuwanderern – in Augsburg immerhin ein Gutteil der Einwohner – nichts mehr sagen, weil sie nicht Spiegel „ihrer“ Kultur und „ihrer“ (persönlichen) Geschichte seien. Der Architekt Rem Koolhaas geht sogar noch weiter: Für ihn ist die „Stadt ohne Eigenschaften“ das gängige Szenario einer multikulturellen (oder interkulturellen) Gesellschaft. Die mittelalterlichen Stadtkerne Europas, behauptet Koolhaas, strahlten für Einwanderer „*nichts als Ausschluss und Zurückweisung*“ aus – einen empirischen Beweis bleibt er allerdings schuldig. Die Denkmale – auch die in Augsburg – sind aber allen, eben nicht nur

Eingewanderten, prinzipiell fremd, da sie Relikte ganz anderer Generationen und deren Gesellschaftsformen sind. *„Die Erkenntnis einer Differenz zwischen Vergangenheit und Gegenwart und die Reflexion darüber, wie Erstere in Letztere hineinwirkt, gehört zu den konstituierenden Voraussetzungen von Denkmalpflege [...] Ein materielles Denkmal ist also etwas, das im Wege ist, störend, eventuell recht eigentlich beunruhigend, (...)“* schreibt Hans-Rudolf Meier. Für ihn *„ist es das Ungewohnte, das solche Zeugnisse der Vergangenheit vom Gewöhnlichen unterscheidet, ihr Anderssein, das den Anstoß gibt, überhaupt nach der Geschichte zu fragen.“*

Es ist kein Naturgesetz, dass Alteingesessene die Augsburger Geschichte besser kennen und verstehen als Eingewanderte. Natürlich kann die chauvinistisch verbrämte Darstellung der Erdteile auf dem Deckenfresko im Festsaal des Augsburger Schaezlerpalais ein Gefühl von *„Ausschluss und Zurückweisung“* heraufbeschwören. Umso wichtiger ist es, dieses Fresko zum Beispiel im Schulunterricht oder durch museumspädagogische Vermittlung als eine ins Bild gepresste europäische Weltsicht des 18. Jahrhunderts zu erklären. Das Deckenfresko ist zudem Beweis, dass sich die Neugier am „Fremden“ durch die europäische Kulturgeschichte zieht. Einwandern und Eingewanderten eine solche Neugier grundsätzlich abzusprechen, ist rassistisch. Und spiegelt nicht der Bestand an denkmalgeschützten Bauten in Augsburg längst auch Migrationsgeschichte wider? Ein Beispiel ist das ehemalige Waschhaus der Augsburger Kammgarnspinnerei, in dem heute eine Moschee beheimatet ist. Schließlich waren viele der Textil-Arbeiter Einwanderer. Ähnliche Erinnerungsspuren der Migration könnten und sollten künftig noch stärker Eingang in die Denkmallisten finden. Denn Denkmalpflege ist – wenn auch immer ein „konservatives“ Handeln – in ihren Positionen nicht statisch, sondern entwickelt sich mit der Gesellschaft weiter. In den letzten 50 Jahren erweiterte sich der Horizont: Ging es bei der Charta von Venedig (1964) noch vorwiegend um eine europäische Perspektive, so kommen in der Charta von Nara (1994) oder der Charta von Burra (1996) auch andere denkmalpflegerische Positionen zum Tragen, die – wie in vielen asiatischen Kulturen – weniger stark der originalen Bausubstanz verpflichtet sind. Solche unterschiedlichen Konzepte bedürfen ihrerseits eines „Differenzschutzes“. Das Konservieren und Bewahren der Substanz ist dabei Teil der europäischen Kulturgeschichte.

Vor dem Hintergrund einer sich stetig ändernden Gesellschaft sind Denkmalpflege und Denkmalvermittlung sicherlich eine Herausforderung. Ob sie künftig eine Rolle spielen, ist aber weniger eine Frage des „Migrantenanteils“, sondern mehr eine Frage nach dem gesellschaftlichen Stellenwert kulturgeschichtlicher Bildung überhaupt.

Die Denkmale und der Geschmack

Alte Architektur hat nicht nur historischen Verweischarakter, sondern auch eine ästhetische Dimension. Diese ist in den meisten Fällen ausschlaggebend, ein Bauwerk zum Denkmal zu erklären. Bauen war bis zur Industrialisierung meist ortsgebunden durch klimatische und soziale Bedingungen oder durch die Auswahl und Verarbeitung von Materialien. Weil die Baustoffe wie Holz, Naturstein oder Ton aus der umgebenden Landschaft stammten, fügten sie sich in Textur und Farbe auch in diese Landschaft ein. Allen Kulturen ist jedoch gemeinsam, dass die Architekten und Bauleute sich bei der Konstruktion an der Natur orientieren mussten. Dadurch entstanden grundlegende Proportionsmuster wie der goldene Schnitt, die als harmonisch empfunden werden. Seit dem 19. Jahrhundert veränderten neue, überall einsetzbare Baumaterialien die Architektur. Dennoch blieben bestimmte Proportionsregeln in der Architekturausbildung beständig, weil Historisches, z.B. aus der Antike, als vorbildlich galt. Mit zunehmendem Bevölkerungswachstum wurde eine serielle Bauweise nötig, die überall ähnlich aussehen konnte. Le Corbusier, Alvar Aalto oder Martin Gropius versuchten jedoch, diesem seriellen Charakter auch ästhetische Aspekte abzutrotzen. Gegenwärtige Investoren-„Architektur“ greift weder örtliche Materialien noch Proportionsregeln auf, sie reiht von Flensburg bis Berchtesgaden gleichartige Betonmodule aneinander, an deren Südseiten riesige Balkone kleben auf denen dann niemand sitzt. Bestimmendes Element sind vor allem die kommerzielle Verwertbarkeit von Grund und Boden und ein möglichst rentierliches Bauen. Es sind dann oft nur die Denkmale, die einen Ort identifizierbar und „schön“ machen. Niemand wird bestreiten, dass Augsburg ohne Rathaus, Dom, Glaspalast oder die Handwerkerhäuser eine wesentlich „unästhetischere“ Stadt wäre. Dass sich 20% der Touristen von Bayern enttäuscht zeigen, wie die „Gesellschaft für Konsumforschung“ herausfand, sollte nachdenklich stimmen und die Frage nach den Ursachen aufwerfen. *„Ich bin sicher,“* schrieb Egon Johannes Greipl in den Denkmalpflege-Informationen (Nr. 152, Juli 2012), *„dass sich ein Zusammenhang einstellen wird mit den dramatischen Verlusten, die unsere historischen Kulturlandschaften, unsere Orts- und Stadtbilder in den letzten vierzig Jahren erlitten haben und, vor allem durch 'Deregulierung' und durch Fehlentwicklungen im Rahmen der 'Energiewende', beschleunigt erleiden.“*

Die Denkmale und der „Stoffwechsel“

Denkmale sind auch deshalb unbequem, weil sie einer stetigen, nicht zuletzt zeit- und geldaufwändigen Pflege bedürfen. Die Auflagen der Denkmalpflege gelten im Volksmund oft als willkürlich oder übertrieben. Abgesehen davon, dass Ästhetik eben keine verzichtbare Kategorie ist, dienen die meisten denkmalpflegerischen Bestimmungen jedoch dazu, ein geschütztes Bauwerk so lange wie möglich zu erhalten. Holzfenster beispielsweise fügen sich

nicht nur optisch besser in ein altes Wohnhaus ein, sie passen sich im Gegensatz zu Kunststofffenstern auch dem ständig arbeitenden Mauerwerk an. Bei allen Versuchen Substanz zu erhalten, gehört es zur Geschichte eines jeden alten Bauwerks, dass Teile verändert oder umgebaut wurden. Gerade Augsburg ist eine Stadt, deren Architektur seit dem 16. Jahrhundert stetig dem neuesten Geschmack angepasst wurde, ohne die überkommene Bausubstanz völlig aufzugeben. So sind viele Bürgerhäuser im Kern viel älter als es ihr äußeres Erscheinungsbild vermuten ließe. Auch in eine denkmalgeschützte Bausubstanz sind bauliche Eingriffe möglich, wenn dadurch ihre Zukunft gesichert und eine sinnvolle Nutzung möglich wird. Bisweilen werden Denkmale auch historisierend ergänzt oder in einen früheren „idealeren“ Zustand zurückversetzt. Die deutsche Denkmalpflege steht solchen Maßnahmen ambivalent gegenüber.

Die Denkmale und der Kommerz oder die Erfindung des bequemen Denkmals

Legt man den Maßstab der kurzfristigen Rentabilität an die Denkmale, so scheinen sie gegenüber Neubauten schlecht abzuschneiden. Oft wird vergessen, dass der Denkmalschutz zahlreichen mittelständischen Betrieben, Restauratoren, Schreibern, Stuckateuren, Malern das Auskommen sichert und zudem traditionelle Handwerkstechniken vor dem Aussterben rettet, also selbst ein Wirtschaftsfaktor ist. Hinzu kommt, dass die Baumaterialien historischer Architektur beständig sind – die in den Gängen alter Augsburger Häuser verlegten Solnhofener Platten halten meist schon seit 300 oder 400 Jahren. Weiternutzung kann also volkswirtschaftlich und ökologisch sinnvoller sein als Neubau.

Während unbequeme Baudenkmale wie aufgelassene alte Industrie- oder Kasernenbauten in peripherer Lage bereitwillig für eine kommerzielle Neubebauung geopfert werden, ist auch zu den Investoren durchgedrungen, dass historisches Ambiente gut fürs Geschäft sein kann. Für Augsburg, das politisch wie wirtschaftlich von begrenzter Bedeutung ist, ist sein historisches Erbe ein Geschenk – denn allein deshalb ist die Stadt für Reisende interessant. Der Tourismus allerdings bedeutet für die Denkmale Chance und Fluch zugleich. Bauten wie in Augsburg die Wassertürme am Roten Tor können aus Brandschutzgründen nur wenigen Personen gleichzeitig zugänglich gemacht werden. Andere wie die Badstuben im Fuggerhaus oder der Rokosaal im Schaezlerpalais brauchen ein möglichst konstantes Raumklima und vertragen nur eine begrenzte Menge an Besuchern. Durch das Interesse, das die Denkmale wecken, sind sie höchst gefährdet. Wie einfacher erscheinen vor diesem Hintergrund rekonstruierte Bauten, die häufig wie am Braunschweiger Schloss oder die „Bürgerhäuser“ am Dresdner Neumarkt im Innern rentierlich mit Shoppingmalls und Tiefgaragen in Betonarchitektur gefüllt sind und sämtliche Feuer- und Klimaschutzauflagen erfüllen, aber nach Außen nostalgische Sehnsüchte nach der „heilen Welt“ stillen können. Zumal Tourismus und Konsum in erster Linie auf

„schöne“, das heißt bruchlose Bilder setzen und weniger auf Authentizität. Rekonstruktionen können im Sinne des Stadtbildschutzes wirken wenn man qualitative und nicht kommerzielle Maßstäbe an sie anlegt. Sie können auch als Gedenkorte funktionieren wie das Frankfurter Goethe-Haus. Für die Denkmalpflege sind somit in erster Linie die „bequemen“, das heißt kommerziellen Rekonstruktionen eine vergiftete Leckerei: Warum so viel Geld in teilweise unspektakuläre oder schwierige Denkmale mit all ihren Altersspuren und Brüchen stecken, mag sich mancher fragen, wenn Rekonstruktionen die Bildmächtigkeit alter Architektur mit dem Komfort der Gegenwart verbinden?

Die Denkmale und ihr Umfeld – das Ensemble als vergessene Kategorie?

Jede Architektur, besonders das Denkmal, braucht ein adäquates Umfeld. Diese Grundüberlegung liegt der Kategorie des „Ensembles“ zugrunde. *„Zu den Baudenkmalern kann auch eine Mehrheit von baulichen Anlagen (Ensemble) gehören, und zwar auch dann, wenn nicht jede einzelne dazugehörige bauliche Anlage die Voraussetzungen des Absatzes 1 erfüllt (also ein Einzelbaudenkmal ist, Anm. d. Verf.), das Orts-, Platz- oder Straßenbild aber insgesamt erhaltenswürdig ist.“* (Bayerisches Denkmalschutzgesetz)

In Augsburg gibt es große Ensembles wie die Altstadt, kleine wie das ehemalige Judenviertel in Kriegshaber, oder Landschaftsensembles wie Schloss Wellenburg mit seiner Allee. In einem Ensemble sollten stärkere Auflagen für Neubauten herrschen, als am Stadtrand, nicht unbedingt in dem Sinne, dass historisierend gebaut werden muss, sondern im Hinblick auf die bauästhetische, städtebauliche Qualität. Im Idealfall kann der Ensembleschutz zu gestalterischen Verbesserungen eines Stadtteils führen – man vergleiche nur den ensemblegeschützten (nördlichen) Teil des Hochfelds mit dem nicht ensemblegeschützten südlichen. Dass der Ensembleschutz im Vergleich mit potentiellen Investitionen oft als zu vernachlässigende Größe gilt, zeigen jüngere Bauprojekte in der Augsburger Altstadt, z.B. auf den ehemaligen Brauerei-Arealen im Rücken der Maximilianstraße. Nicht nur, dass hier oft historische (nicht denkmalgeschützte) Substanz weichen musste, die bisher erstellten Neubauten lassen weder einen Bezug auf die Geschichte der Orte erkennen, noch bestechen sie durch besondere architektonische Qualität. Sie könnten genauso auch in im südlichsten Süden von Hochzoll-Süd stehen.

Die Denkmale und die Erinnerung

Resümierend lässt sich festhalten: Angesichts der geringen Anzahl von Denkmalen (in Augsburg 1,3% des Baubestandes) wirkt es geradezu lächerlich, die Denkmalpflege für das

Scheitern wirtschaftlicher Projekte oder der Energiewende verantwortlich machen zu wollen. Selbst wenn man davon ausgeht, dass sich eine Mehrzahl nicht für die Denkmale interessiert, sollte es in Augsburg ein Anliegen sein, die paar erhaltenen Zeugnisse vergangener Geschichte und Ästhetik zu erhalten. Denn neben der Eigenschaft als Geschichts- und Kulturbrücke hat jede Architektur auch eine „sinnliche“ und „emotionale“ Dimension: Der Geruch in der St. Ulrichs-Schule, die hallenden Schritte und Stimmen im Unteren Rathausfletz, der erste Kuss am Augustusbrunnen, das gute Eis bei St. Moritz, die klaustrophobische Enge des Flüchtlingslagers im Nordflügel der alten Hindenburgkaserne – jede Architektur löst ganz individuelle Erinnerungen hervor, die häufig mehr mit dem Betrachter als dem Betrachteten zu tun haben. Die gebaute Umwelt erzeugt Ablehnung und Angst oder auch Vertrautheit und Bindung. Urbanisten sprechen dann häufig von „Identität“, passender vielleicht von „Identifizierbarkeit“. Historische Bausubstanz weist immer Spuren ihrer Geschichte, ihres „Stoffwechsels“ auf. Sie ist selten „bequem“ ermöglicht aber eine Reise in die Vergangenheit – vielleicht auch in die eigene. Oder, wie Italo Calvino es poetisch in „Die unsichtbaren Städte“ ausdrückte: *„Mit dieser aus den Erinnerungen zurückkehrenden Woge saugt sich die Stadt voll wie ein Schwamm und breitet sich aus. (...) Aber die Stadt sagt nicht ihre Vergangenheit, sie enthält sie wie die Linien einer Hand, geschrieben in die Straßenränder, die Fenstergitter, die Brüstungen der Treppengeländer, die Blitzableiter, die Fahnenmasten, jedes Segment seinerseits schraffiert von Kratzern, Sägs Spuren, Einkerbungen, Einschlügen.“* Warum sollte im zeichenhaften, emotionalen Wert alter, beständiger Architektur nicht auch eine Chance für die Denkmalpflege liegen?

Quellen und Literatur:

Augsburger Aktion (Hg.), Rettet das Augsburgische Zeughaus. Notruf der Augsburgischen Aktion, Augsburg 1967.

Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992.

Bruno Bushart und Georg Paula, Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern III, Schwaben, Berlin, München, 2. Auflage 2008.

Astrid Debold Ritter, Augsburg. In frühen Fotografien 1860–1914, München 1979.

Astrid Debold-Kritter, Augsburg Textilviertel. Denkmalpflegerisches Gutachten, München 1990.

Egon Johannes Greipl, Editorial, Denkmalpflege-Informationen Nr. 152, Juli 2012, Seite 3.

Bernt von Hagen und Angelika Wegener-Hüssen (Hg.), Denkmäler in Bayern, Band VII.83, Stadt Augsburg, München 1994.

Eugen Hausladen, Die Meister der Augsburger Baukunst und ihre Werke, unveröffentlichtes Typoskript im Archiv der Altaugsburggesellschaft, Augsburg ca. 1930.

Horten Aktiengesellschaft Düsseldorf (Hg.), Das Zeughaus von Elias Holl in Augsburg und das Warenhaus der Firma Horten, Düsseldorf/München 1968.

Norbert Huse, Unbequeme Baudenkmale. Entsorgen? Schützen? Pflegen? München 1997.

Rem Koolhaas, Die Stadt ohne Eigenschaften, in ARCH+ 132, 1996, Seite 18–27.

Künstlerversammlung Augsburg „Die Ecke“ (Hg.), Utopie und Wirklichkeit. Zeichenhafte Architektur in Augsburg, Katalog zum 1. Augsburger Architekturtag am 22. November 1997, Friedberg/Bachern 1997.

Norbert Lieb, Augsburgs bauliche Entwicklung als Ausdruck städtischen Kulturschicksals seit 1800, in: Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben, Band 58, 1951, Seite 1–112.

Hans-Rudolf Meier, Zwischen Fremdheit und Identität. Zur Alterität des Denkmals, in: Marion Wohlleben (Hg.), Fremd, vertraut oder anders? Beiträge zu einem denkmaltheoretischen Diskurs, München/Berlin 2010, Seite 141–150.

Hans-Rudolf Meier und Marion Wohlleben, Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege, Zürich 2000.

Winfried Nerdinger (Hg.), Zwischen Glaspalast und Maximilianeum. Architektur in Bayern zur Zeit Maximilians II. 1848–1864, Katalog zur Ausstellung im Münchner Stadtmuseum vom 7. März bis 1. Juni 1997 (=Ausstellungskataloge des Architekturmuseums der Technischen Universität München und des Münchner Stadtmuseums Nr. 10), München 1997.

Winfried Nerdinger (Hg.), *Industriearchitektur in Bayerisch Schwaben 1830–1960, Teil I*, Augsburg, Katalog zur Ausstellung im Architekturmuseum Schwaben, 27. Oktober bis 10. Dezember 1999 (= Architekturmuseum Schwaben, Heft 14), Augsburg 1999.

Winfried Nerdinger (Hg.), *Von der Garnison zur Konversion. Nutzung und Umnutzung der Augsburger Militärflächen*, Katalog zur Ausstellung im Architekturmuseum Schwaben, 13. Juni bis 11. August 2002 (= Architekturmuseum Schwaben, heft 21), Augsburg 2002.

Winfried Nerdinger (Hg.), *Industriekultur mit Zukunft? Augsburg und das Erbe des Industriezeitalters*, Katalog zur Ausstellung im Architekturmuseum Schwaben vom 10. September bis 16. November 2003 (= Architekturmuseum Schwaben, Heft 21), Augsburg 2003.

Winfried Nerdinger (Hg.), *Geschichte der Rekonstruktion. Konstruktion der Geschichte*, Publikation zur Ausstellung des Architekturmuseums der TU München in der Pinakothek der Moderne, 22. Juli bis 31. Oktober 2010, München/Berlin/London/New York, 2010.

Winfried Nerdinger (Hg.), *Werkschau Brockel + Müller*, Katalog zur Ausstellung im Architekturmuseum Schwaben vom 8. Dezember bis 19. Februar 2012 (= Architekturmuseum Schwaben, Heft 28), Augsburg 2012.

Hanno Rauterberg, *Ein Land auf Abriss*, in: *Die Zeit*, Nr. 3/2007, S. 41

Wolf Jobst Siedler, Elisabeth Niggermeyer, *Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum*, Berlin 1961.

Internetrecherche:

Ingrid Scheurmann, *Wem gehört die Geschichte? Transkulturelles Erbe und Identitätsstiftung*, aufgerufen am 30.3.2013 unter <http://denkmaldebatten.de/kontroversen/transkulturelles-erbe/>

Dankwart Guratzsch, *„Was soll nur aus unseren Fassaden werden?“* in *„Die Welt“* 21.9.2010; aufgerufen am 27.2.2013 unter http://www.welt.de/welt_print/kultur/article9770742/Was-soll-nur-aus-unseren-Fassaden-werden.html

Peter Fassl, Erinnerungskultur und Denkmalpflege, Vortrag an der Hochschule und an der Universität Augsburg, Zusammenfassung, aufgerufen am 02.04.2013 unter <http://www.buergerentscheid-magdeburg.de/index.php/positionen/74-2-erinnerungskultur-und-denkmalpflege>